

Hügli ist sich der Problematik bewusst, dass eine Theorie des objektiv Guten kaum kultur-, klassen-, geschlechts- und schichtspezifische (Vor-)Urteile überwinden kann. Dennoch glaubt er:

Es könnte gelingen, wenn wir den Gedanken ernst nehmen, dass es um das gute Leben von Menschen als Menschen geht. Falls wir davon ausgehen, dass es Grundbedürfnisse gibt, die wir als Menschen teilen, (...) wäre es auch möglich, die Fähigkeiten oder Tugenden zu bestimmen, die es einer Person erlauben, ein Leben zu führen, das als menschenwürdiges Leben gelten kann. Für das Wohl anderer zu sorgen, müsste dann heissen, diesen anderen die Fähigkeiten (und die Möglichkeit der Ausübung dieser Fähigkeiten) zu vermitteln, die sie in die Lage versetzen, ein solches menschenwürdiges Leben zu führen. (S. 27)

Dies nun sollte in der Tat Wunsch und Anspruch jeder Person sein, die für Kinder sorgt. Auf staatlicher Ebene sollte das Anliegen, Kindern die Fähigkeiten für ein menschenwürdiges Leben zu vermitteln, in verbindliche Gesetze gefasst werden. Nur so können die in der UN-Konvention festgehaltenen Kinderrechte politisch und gesellschaftlich wirksam werden.

Wie dies konkret umzusetzen ist, verrät uns das Buch für einige Lebensbereiche zwar auch. Im Ganzen betrachtet ist es aber weder Pädagogikratgeber noch politischer Leitfaden. Ziel des Buches ist es, einen Einblick zu geben in gesellschaftspolitische, juristische, medizinische, psychologische, pädagogische, ethische und philosophische Perspektiven auf das Konstrukt Kindeswohl. Dies erscheint gelungen: Der Sammelband vereinigt eine repräsentative und spannende Auswahl von Themen; dabei sind die Texte gut lesbar und können somit zu einem interdisziplinären Austausch beitragen. Auch für die Geschlechterforschung ist das Buch relevant, selbst wenn eine explizite Analyse des *Gender*-Aspekts leider ausbleibt. Immerhin bieten die meisten Texte diesbezüglich zahlreiche Anregungen zum Weiterforschen. Allen, die sich privat oder professionell mit dem Kindeswohl und seinen Widersprüchen zwischen Wissenschaft, persönlichen Überzeugungen und Zeitgeist auseinandersetzen wollen, sei das Buch empfohlen.

Christine Bähr

So viel Medea war nie

Inge Stephan: *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur*, Köln/Weimar/Wien 2006 (Böhlau, 332 S., 75 schw.-w. Abb., 29,90 €).

Ambivalenz bildet das ebenso anregende wie tragende Moment der über zweitausend Jahre andauernden Auseinandersetzung mit dem Mythos der Medea. Ausgestattet mit einer „exklusive[n] Mischung von Liebe und Hass, Leidenschaft und Kalkül, Zorn und Melancholie“ (S. 253) tritt die mythologische Frauenfigur

wechselweise und zugleich als Täterin und Opfer, Heilerin und Mörderin, Vertraute und Fremde in Erscheinung. Mit dem Auftreten Medeas werden das Unentschiedene und Unentscheidbare thematisch, sie markiert die Situation des Widerspruchs und des Konflikts.

In ihrer eindrücklich umfassend angelegten Studie *Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur* widmet sich Inge Stephan dem Projekt, der anhaltenden Faszination für die „provozierende ‚Grenzgängerin‘“ (S. 252) in ihren vielfältigen Facetten auf die Spur zu kommen. Ihrer Auseinandersetzung mit den historisch, thematisch und medial weit gestreuten Medea-Variationen legt die Literaturwissenschaftlerin die These zugrunde, dass mit der mythologischen Frauenfigur vor allem vier „Konfliktfelder“ (S. 3) aufgerufen und ausformuliert werden. So stelle Medea eine „Identifikationsfigur im ‚Kampf der Geschlechter‘“ dar und fungiere in politischen und familialen Krisenmomenten als „Bewältigungsfigur“, sie diene als „Projektionsfigur in Debatten über Ethnizität und Rassismus“ und sei eine „wichtige Reflexionsfigur in den Auseinandersetzungen um die Bedeutung von Gewalt“ (S. 4-5). Die vier Bereiche besitzen das Potenzial, „an den Grundvoraussetzungen unseres westlichen zivilisatorischen Selbstverständnisses [zu rühren]“, worin für Stephan ein Grund der anhaltenden Aktualität des Stoffes bis in die Gegenwart hinein liegt (S. 3).

In fünfzehn Kapiteln werden Themen- und Problemstellungen, die die Medea-Bearbeitungen intertextuell vernetzen, sowohl in allgemeineren Überblicksdarstellungen als auch in ausgewählten, teils sehr detaillierten Einzelanalysen beleuchtet. Die Untersuchung ist nicht durch eine zentrale Kategorie wie Autor, Epoche oder Nationalität gegliedert. Vielmehr akzentuieren die Kapitel unterschiedliche Aspekte, die die genannten Konfliktfelder konturieren. Vorgestellt und diskutiert werden Entwürfe von Mütterlichkeit (Kap. I) und Familienordnung (Kap. II), Verknüpfungen von „Rasse und Geschlecht“ (Kap. III) sowie „Geschichte und Geschlecht“ (Kap. VIII), Verhandlungen von „Liebesutopie und Geschlechterdifferenz“ (Kap. VI) sowie Lesarten „zwischen Archaisierung und Aktualisierung“ im Film (Kap. XIV).

Besonderes Augenmerk richtet die Studie – auch die umfangreiche Ausstattung des Buches mit Bildmaterial betont dies – auf die mediale Vielfalt des Medea-Mythos. Auf Basis einer äußerst umfangreichen Materialsammlung aus den Bereichen Literatur, Bildende Kunst, Theater, Film und Fernsehen liest Stephan die Rezeptionsgeschichte der Medea, so der Titel, als *multimediale Karriere einer mythologischen Figur*. Die Auswahl der angeführten Zeugnisse reicht von Giovanni Boccaccios *De claris mulieribus* (um 1362) über Eugène Delacroix' Gemälde *Médée furieuse* (1838) bis hin zu Helga Novaks Hörspiel *Stadtgespräch Nr. 1* (1972) und Lars von Triers *Medea*-Verfilmung (1988). Aufgezeigt wird das im Hinblick auf Genre und Medium weit gefächerte Spektrum der Medea-Adaptionen: Zum Gegenstand werden kanonisierte Literatur (von Grillparzer über Jahnn bis Jelinek) ebenso wie Kindertheaterstücke (Osten/Lysander: *Medea Barn*, 1975) und internationale *off*-Theaterproduktionen (Bailey: *MedEia*, 2003), Ikonen der Medea-Darstellung (Huppert und Callas, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist) ebenso wie Darstellungen der Populärkultur (vor allem Fernsehfilme). Darüber hinaus erschließt die

Studie auch solches Material, dessen Bezüge zum Medea- beziehungsweise Argonauten-Mythos nicht ohne Weiteres kenntlich sind und anhand dessen intertextuelle und intermediale Referenzen zugleich dichter und differenzierter in den Blick kommen. Gleichzeitig avancieren auch in dieser Darstellung der Rezeptionsgeschichte einige der Medea-Versionen zu zentralen Referenzpunkten. Zu diesen zählen die allgemein als bedeutend anerkannten Bearbeitungen von Euripides und Seneca, auch von Cherubini, Grillparzer und Jahn, dann aber auch Pier Paolo Pasolinis *Medea*-Film (1969), Heiner Müllers Theaterstück *Verkommenes Ufer Medeamaterial Landschaft mit Argonauten* (1983) und Christa Wolfs Roman *Medea. Stimmen* (1996). Um ein Beispiel zu nennen: Müllers Trilogie figuriert als eines der „Endspiele zwischen Geschichte und Geschlecht“ (Kap. VIII), zu denen die Autorin auch Max Beckmanns Triptychon *Die Argonauten* (1949/50), Anselm Kiefers Bilderfolge *Die Argonauten* (1990) und Christoph Ransmayrs Roman *Die letzte Welt* (1988) mit ihren apokalyptischen Szenarien zählt. Aus einer weiteren medialen Perspektive ist der Theaterstück Müllers, so zeigt Stephan, über die musikalischen Arbeiten von Heiner Goebbels zu erschließen, dessen Auseinandersetzung mit Heiner Müller „das Potential des [Medea-]Mythos in der Gegenwart in faszinierender Weise als Zwiesprache von ‚Text‘ und ‚Musik‘ zur Geltung bringt“ (S. 211).

Fokussiert die Untersuchung auf den Aspekt der Multimedialität, so richtet sich die Aufmerksamkeit vor allem auf Medea-Bearbeitungen des 20. Jahrhunderts und hier erstmals explizit auch auf Medea-Filme. Insgesamt ist das 20. Jahrhundert, wie Stephan feststellt, durch eine „fast schon inflationäre Zunahme des Interesses an Medea“ (S. 73) gekennzeichnet und führt die Medea-Rezeption demzufolge zu einem „vorläufigen Höhepunkt“ (S. 212). Ein Grund für diese Entwicklung lässt sich in der spezifischen Attraktivität ausmachen, die der Stoff insbesondere für Autorinnen der zweiten Jahrhunderthälfte gewinnt: „Bis auf wenige Ausnahmen“, so konstatiert Stephan,

setzt eine nennenswerte Auseinandersetzung mit Medea erst nach dem Zweiten Weltkrieg ein, verstärkt sich nach 1968 und findet ihren Höhepunkt nach 1989, wo es deutlich mehr Medea-Texte von Autorinnen als von Autoren gibt. (S. 5)

Bildet der Geschlechter-Diskurs einen kontinuierlichen Horizont, an dem sich die einzelnen Analysen der Medea-Studie abzeichnen, wird die Aneignung der mythologischen Frauenfigur durch Autorinnen vor allem im Kontext politischer Umbruchszeiten, nämlich 1945, 1968 und 1989, thematisiert (Kap. IX). Entlang der Frage nach den Identifikationspotenzialen der Medea, die sich mit der Problematisierung des ‚Mythos Frau‘, des politischen Widerstands oder des Themas ‚Mütterlichkeit‘ verbindet, lassen sich Kontinuitäten und Wandel der Rezeption durch Frauen verfolgen. Aufgezeigt wird die Positionierung und Funktionalisierung Medeas in feministischen Diskursen sowohl um 1900 als auch vor allem in der Zeit nach 1945 bis zur Gegenwart (Kap. X). Ins Blickfeld rückt die nachhaltig wirksame Präsenz Medeas im Kontext der Neuen Frauenbewegung, deren Faszination für die ambivalente Frauenfigur nicht zuletzt auch im Zusammenhang mit der These von der „Rückkehr der monströsen Frau“ zu diskutieren sei (S. 165).

Stephans *Medea*-Studie gibt einen äußerst facettenreichen Überblick zur Medea-Rezeption. Sie lenkt, in anregender Weise, die Aufmerksamkeit auf ‚Ränder‘ des (literaturwissenschaftlichen) Medea-Diskurses – sei es, indem die Untersuchung unveröffentlichte Manuskripte oder bislang eher unbeachtet gebliebene Medea-Variationen im Fernsehfilm oder *off*-Theater einbezieht, sei es durch intertextuelle Lektüren medial verschiedener Arbeiten oder indem ein Fokus in besonderem Maße auf „den Anteil der Autorinnen an der Rezeptionsgeschichte des Medea-Mythos“ (S. 5) gerichtet wird.